

Vaucansons Ente

v. Marcus Hammerschmitt

Die Scheiß-Neger waren mir eigentlich total egal. Ich wollte nur mal endlich was mit meinem Geld machen, was halbwegs sinnvolles, mehr Geld eben. Oder wollte ich das? Im Grunde fing alles mit einer Bemerkung meines nutzlosen Freundes Rüdiger an.

Ich kenne Rüdiger noch vom Studium. Er hat im Gegensatz zu mir außer Maschinenbau auch Soziologie und Philosophie studiert. Das hat ihm aber auch nichts genutzt. Er ist genau so blöd wie ich. Dumme Sprüche klopfen und große Philosophen zitieren, das kann er allerdings besser als ich. Wenn das kein Vorteil ist. Außerdem ist er auch noch Marxist. Zynischer Marxist, wie er immer sagt. Blöder Marxist würde ich genauer sagen, aber zynisch stimmt auch, denn er beschimpft mich manchmal mit Marxzitatens, und gleichzeitig schuldet er mir bis heute einen Riesenhaufen Geld, von dem ich keinen Cent je wiedersehen werde, weil Rüdiger nicht nur ein Philosoph, ein Marxist und ein Zyniker ist, sondern auch ein Schnorrer. So sind meine Freunde. Sie schnorren von meinem Geld und beschimpfen mich mit Zitaten, die einen Mordsbart haben und von vergammelten Philosophen stammen, die auch Mordsbärte hatten. Eigentlich habe ich nur einen einzigen Freund. Rüdiger. Unsere Beziehung ist kompliziert.

Ich bin kein Marxist. Ich bin planlos liberal.

An diesem Abend hatten wir schon ziemlich getankt, man kann sogar von Schlagseite sprechen. Um ehrlich zu sein, wir waren total breit. Da ging nicht mehr viel. Aber immer, wenn nicht mehr viel ging, schlug Rüdigers Stunde. Die Stunde der Beleidigung.

„Kall MAAX. Die Welt ... die Wert ... die Wertveränderung“ fing er an, und ich dachte: Oh Mann. Geht wieder los. Dann war eine Weile Stille. Rüdiger mußte sich sammeln.

„Die WERT-Veränderung des Geldes, das sich in Kapital verwandeln soll.“

Er lachte laut, hysterisch und besoffen auf.

„Hahaha! In Kapitool! Dassisgut!“

Noch ein Schluck zur Stärkung.

„- das sich in KapitAAL verwandeln soll“, fuhr er fort, „kann nicht an diesem ... an diesem ... Dingsda ... Geld selbst vorgehen. Weißt du das eigentlich. Du Schlaumeier?“

Er sah mich wie ein angezählter Boxer an, und ich wußte, daß ich genauso zertrümmert aussah. Wenn er mich „Schlaumeier“ nannte, war es ganz schlimm. Und ich konnte mich nicht wehren. Ich war nicht einmal mehr sicher, ob ich aufstehen konnte, um aufs Klo zu gehen. Ich war mir auch nicht sicher, ob Marx je von „Dingsdageld“ gesprochen hatte.

„SONDERN!“, donnerte Rüdiger plötzlich. „DENN! Als Kauf- und Zahlungsmittel re-a-li-siert es nur den Preis der ... den Preis der ... weissu schon. Hihi. Der Preis is heiss. WÄHREND! Es, in seiner eigenen Form verharrend, wie ein Gugelhupf, den keiner isst, zu einem Petrefakt. Von reichbleibender ... von gleichbleibender Wertgrö- Rüdiger mußte einen Schluck nehmen „- größe ... undsoweiter.“

Er sah mich an mit der Überlegenheit der Säufer.

„Weissu was das heisst, du Schlaumeier? Weissu, was DAS heisst?“

„Drauf geschissen. Gugelhupf. Pfff!“, lallte ich.

„Petrefakt! Versteinerung! Du und dein GELD, ihr seid eine Scheiß-Versteinerung! Du machst nix damit, außer drauf sitzen mit deinem AAsch! Kall MAAX! Der fand sogar Kapitalisten bessa als Scheiß-Erben! Der Kapitalist, der macht wenigstens was! Du bis Scheiße versteinert!“

Und dann schloß er die Augen und versank in einem Genuschel, aus dem ich mit viel Mühe noch die Worte „Klassenspaltung“, „kein Kapital“, „Arbeitskraft“ rausziehen konnte. Dann fing er an, die Internationale zu summen.

„Du Blödmann“, entgegnete ich geschickt, „du lebs von versteinerter Scheiße.“

Mann oh Mann.

Tja. Und in den nächsten Tagen stellte ich fest, daß ich wohl nicht betankt genug gewesen war, weil ich mich an den ganzen Mist erinnern konnte. Ich fand das gar nicht lustig. Ich wurde sogar richtig sauer. Was bildete der sich eigentlich ein! Mein

Geld war überhaupt nicht versteinert! Es brachte Zinsen, bei der Bank! „Aber es arbeitet nicht.“ Daran erinnerte ich mich auch. Das hatte mein Finanzberater gesagt. Bei der Bank. Der nicht wollte, daß ich mein Geld auf einem normalen Sparkonto und in Bundesschatzbriefen versauern ließ. Es sah nach einer Verschwörung aus. Mein Bankberater und mein vulgärmarxistischer Freund Rüdiger waren einer Meinung: Petrefakt. Es mußte was passieren.

An diesem Tag passierte noch zweierlei. Erstens suchte ich im Internet nach dem Zitat von Karl Marx. Und fand es. Natürlich ohne Dingsdageld und Gugelhupf. Aber trotzdem ziemlich unverständlich. Wie der ganze andere Mist, den Rüdi mir schon vorgebetet hatte. Ich verstand immerhin, daß „Petrefakt“ nicht gut war. Also schon drei, die mir empfahlen, mein Geld arbeiten zu lassen. Ein vierter fiel mir auch noch ein: mein Vater. Er hatte mir noch auf dem Sterbebett gesagt: Mach was draus. Nicht nur rumvögeln und schnelle Autos fahren. Ich hatte es ihm versprechen müssen. Eine komische Viererbande. Ich kam ernsthaft ins Grübeln.

Und ich rechnete mit Rüdiger ab. Ich schrieb auf, wieviel Geld er mir schuldete. Ich erinnerte mich nicht mehr an alles, nur noch an etwa 100.000. Eine ziemlich lange Liste von Einzeltiteln, und wenn man es genau nahm, „unterstützte“ ich ihn außerdem regelmäßig. 1000 pro Monat im Durchschnitt. Seit langen Jahren. Ich warf die Rechnung sofort wieder weg. Ich wollte meinen einzigen Freund nicht verprellen.

Am Abend kam dann die Mail.

Wer ist schon so blöd und nimmt Werbemails ernst? Ich. Der Stefan. Ein typischer Doofmann der New Economy. Wenn sie zu viel versprechen, Finger weg. Hat mein alter Herr immer gesagt. Recht hatte er. Aber es klang auch zu gut, was die „Portatech Ltd.“ da hinlegte. Mini-Fabriken wollten sie bauen und verticken an die Dritte Welt. Also Fabriken, die in einem 40-Fuß Container Platz hatten. Bäckereien, Metallverarbeitung, Elektronik, Reifenaufbereitung, Plastikgeschirr, Aluminiumeimer und so weiter und so fort. Je eine Mini-Fabrik für eine spezielle Aufgabe, untergebracht in einem zwölf Meter langen Standard-Schiffscontainer, daher geeignet für Bahn, Schiff und in Maßen auch für Flugzeug und Helicopter. Strukturschwaches Buschland? Un-

terbrochene Transportwege? Kein Geld für Großinvestitionen? Alles kein Problem mit den Minifabriken, die klein, verhältnismäßig billig, verbrauchsarm und mobil waren.

Aber natürlich: Es sei alles noch im Stadium des Prototyps. Es gebe funktionierende Muster, die man gerne vorstelle, aber die abschließende Entwicklung zur Serienreife, die müsse noch unterstützt werden. Und da seien jetzt eben Leute mit Visionen gefragt, die auch mal in ein „unorthodoxes Technologiefeld“ investieren wollten. Die möglichen Verdienste seien enorm. Was brauche die gebeutelte dritte Welt mit ihrer notorischen Strukturschwäche mehr, als sofort einsetzbare industrielle Kapazitäten, die zudem noch modular den Bedürfnissen vor Ort angepasst werden konnten? Man würde uns das Zeug nur so aus den Händen reißen, würde man. Und der ethische Mehrwert sowieso: Wer die Portatech unterstütze, unterstütze letztendlich die Dritte Welt. Gleichzeitig was gegen die eigene Armut und die der Neger tun. Prima Sache. Nur die Entwicklung zur Serienreife, die stünde noch aus. Nächste Vorführung eines Prototypen für Interessierte: Kinzighofen / Bayern, 12.5. 14.00 bei der Firma Ludwig Logistik, Innenhof.

Rüdiger war gleich mißtrauisch. Was Wunder: Als geborener Schmarotzer roch er seine Artgenossen kilometerweit gegen den Wind.

„Die wollen dich abneppen“, sagte er sofort. „Kinzighofen, das ist ja selber dritte Welt. Das ist ein Schwindel, jede Wette. Mini-Fabriken. Hab ich noch nie was von gehört. Ich lese regelmäßig den Economist, die Financial Times und die Financial Times Deutschland. Ein Marxist braucht diese Infos. Stand nichts von Mini-Fabriken drin. Würd ich nicht machen.“

„Du hast nur Angst, daß ich pleite geh, und du mich nicht mehr melken kannst, du Penner.“

„Oder so“, sagte Rüdiger, und grinste. Ich hätte auf dieses Grinsen besser achten sollen.

Ich fuhr nach Kinzighofen.

Das war vielleicht eine Show. Ziemlich windig an dem Tag. Dem Oberclown („Dr. Eberhard“) flogen einmal die Papiere weg, und er mußte ihnen hinterherspringen. Machte aber nichts. War eher human touch. Ansonsten lief alles perfekt. Die

Containerfabrik, die mit ihren 12 Metern Länge und 3,30 Metern Höhe überhaupt nicht so sehr Mini und tragbar aussah, war auf das Anfertigen von Wassereimern spezialisiert. Wassereimer aus Aluminium.

„Jetzt stellen Sie sich mal vor“, sagte der gutangezogene Containerfabrikfachverkäufer, „was in Afrika das dringendste Problem ist? Na?“

Die hoffnungsvollen Investoren, darunter ich, glotzten blöd.

„Die Sonne?“, wagte sich einer vor, und die anderen lachten. Wie in der Schule.

„Gar nicht so falsch“, schmunzelte der gutgekleidete und gutaussehende Doktor. „Aber doch nur mittelbar. Unmittelbar ist es oft so, daß Wasser vorhanden ist, das nicht von der Sonne verbraten wird, aber nur schwer zu den Menschen kommt, die es brauchen. Fließend Wasser? Kanalisation? Können Sie vergessen. Und dann haben die Afrikaner ein Problem. Da gibt es diese Quelle, anderhalb Stunden zu Fuß entfernt. Aber wenn ich nur eine halb angebrochene Kalebasse habe oder einen löcherigen Lederschlauch, was mache ich da? Ein Eimer, ja das wäre was. Ein richtiger schöner Eimer mit Deckel, damit nicht gleich alles verdunstet. Und wo kriegt der Afrikaner seinen Eimer her? Ab heute von uns!“

Dr. Eberhard öffnete eine Klappe an der Vorderseite des Containers, vor dem wir herumstanden wie die Ölgötzen, und ein paar leuchtende Knöpfe kamen zum Vorschein. Sehr beeindruckend. Eberhard drückte den größten, und es begann elektrisch zu summen und zu brummen, daß es eine Pracht war. „Oh“ und „Ah“ rings um mich her.

„Kommen Sie“, sagte Eberhard, „kommen Sie mit!“

Und er führte uns an der Flanke des Containers entlang zu einer Art Fenster, das man in die Blechwand hineingeschnitten hatte. Dort ging einiges vor. Man hörte hydraulisches Zischen, Achsen beförderten sichtbar glänzendes Aluminiumblech, Manometerskalen zuckten, der Boden bebte leicht unter den Erschütterungen von Druckpressen. Es war ein bisschen wie bei der Sendung mit der Maus.

„Was Sie hier sehen, ist hochintegrierte Fertigungstechnik der neuesten Generation. Unsere Ingenieure haben ganze Arbeit geleistet, um Standardverfahren so zu minimieren, daß sie prozeßorientiert genau in das Gesamtkonzept hineinpassen – holistic

engineering, wenn Sie verstehen, was ich meine. Small ist beautiful – das ist unser Motto.“

Er redete nur Müll, das fiel mir als Maschinenbauer schon auf, aber ich dachte, das ist halt das übliche Marketingdeutsch, das kann man auch in Werbebroschüren von Daimler-Chrysler lesen, und wer würde schon an den Produkten von Daimler-Chrysler zweifeln? Keiner kam auf die Idee, Eberhard zu fragen, warum wir nur einen kleinen Teil des Fertigungsprozesses zu sehen bekamen, und nicht die ganze Anlage. Waren wohl alles Fans von der Sendung mit der Maus. Da zeigen sie ja auch nicht die ganze Fabrik, sondern nur die Zwischenschritte.

„Und hier“, sagte er, als wir am Hinterende des Containers angekommen waren, „haben wir unser Produkt!“

Aus einer Klappe fielen scheppernd die Eimer auf eine Rutschbahn und rollten herunter, in die Arme zweier Kerle, die mit ihren Blaumännern und Käppis wie Fabrikarbeiter aussahen. Sie stapelten die Eimer geübt zu glitzernden Türmen. Einer davon wurde vom Wind umgeblasen und rasselte zu Boden. Sofort sprang ein dritter Fabrikarbeiter herbei und brachte die Sache in Ordnung.

„Nehmen Sie sich ruhig einen“, rief Eberhard. „Jeder nimmt einen als Andenken. Kostet nichts, verpflichtet zu nichts. Das ist Qualität! Damit kann man arbeiten! Auch in Afrika!“

Natürlich habe ich einen genommen. Und einen Deckel. Unterschrieben habe ich auch gleich. 2 Millionen.

„Hahaha“, lachte Rüdiger. „Du Arschloch! 2 Millionen in den Sand gesetzt! Die sind weg!“

„Das werden wir ja sehen. Zahl du mir erstmal zurück, was du von mir geliehen hast!“

Rüdiger lachte nur. Ich schmiß ihn raus.

Alles sah ganz wunderbar aus. Es gab E-mails, Broschüren und sogar Videocassetten zu den Fortschritten des holistic engineering. Aktien natürlich auch. Ich zeich-

nete Aktien für noch einmal 1 Million. Rüdiger und ich, wir kiffen uns zu und guckten uns einen der Filme an. Rüdiger mußte so lachen, daß er mich ansteckte.

„So ein Quark! Das glaubt doch keiner! Guck dir mal die Schwuchtel da an, wie die das Blech in der Hand hält! Schauspieler! Schiebung!“

Er fiel fast vom Stuhl vor Lachen. Ich auch.

Und dann kam nix mehr. Gar nix. Keine E-mails, keine Broschüren, keine Videos mehr. Die Portatech hatte groß angekündigt, die erste Eröffnung einer Containerfabrik „weltweit“ im Internet live zu übertragen, stattdessen gab's die Website www.portatech.co.uk zum angekündigten Termin überhaupt nicht mehr. Hahaha, selten so gelacht. Eigentlich war mir zu diesem Zeitpunkt klar, daß Rüdiger Recht gehabt hatte, und daß das Geld weg war. Alles. 3 Millionen. Ratzeputz. Aber irgendwie wollte ich es nicht glauben. Der Eimer stand doch in meinem Abstellraum, mitten unter dem anderen Gerümpel. Und er war doch aus der Containerfabrik herausgerollt, ich hatte es doch mit eigenen Augen gesehen! Seltsamerweise machte sich Rüdiger zu dem Zeitpunkt sehr rar, als die Portatech offline ging. Keine blöden Bemerkungen auf meinem Anrufbeantworter, keine Selbsteinladungen zum Bier, keine Schnorrereien. Ich wunderte mich schon. Andererseits war es mir auch recht. Wenn er mir zum Beispiel an dem Abend, als ich die Website nicht mehr finden konnte, mit irgendeinem Marx-Zitat gekommen wäre, ich hätte ihm vielleicht in die Fresse gehauen. So ganz unter Freunden.

Was sollte ich tun? Ich hatte keine Ahnung. Ich las mir alles noch einmal durch, und verdrängte die Wahrheit: Alles Kacke. Die pompöse Mail mit der Ankündigung der Einweihungsfeier faselte irgend etwas davon, daß sie in Lagos, Nigeria stattfinden sollte. Das Auswärtige Amt hatte seine Internet-Adresse noch. Die Auskünfte waren eigentlich ziemlich klar: Kriminalität extrem, Schwierigkeiten mit der Benzinversorgung, Unruhen ab und zu auch in Lagos selber, mit effektiver Hilfe der nigerianischen Polizei können Sie nicht rechnen. Man hätte auch einfacherweise hinschreiben können: Fahr nicht hin. Ich flog nach Lagos. Ich wollte mein Geld zurück.

Schon am Flughafen wurde mir sofort klar, daß ich einen krassen Fehler gemacht hatte. Überall Neger. Das klingt wahrscheinlich total blöd, aber ich hatte nicht mit so vielen Negern gerechnet. Und ein Gewusel wie in einem Ameisenhaufen. Laut, dreckig, stinkig. Ich charterte am Flughafen einen Taxifahrer, der mich nicht entführen oder umbringen wollte. Wie ich bei meiner Rückkehr erfahren habe, war das das reine Anfängerglück. Lagos kann ich nicht beschreiben. Schon bei der Fahrt in die Stadt mußten wir mehreren liegengebliebenen Autos ausweichen, die man in dem unglaublich dicken Smog nur erahnen konnte. Unvorstellbar. Einmal krachte es gleich hinter uns, ein anderer Fahrer war nicht so auf Zack gewesen wie meiner. „Ich will, daß Sie Lagos überleben!“, schrie mein Fahrer lachend. Ich auch, dachte ich, und krallte mich in dem zerrupften Polster meines Sitzes fest. Wir kurvten endlos in Lagos herum. Staus, Unfälle, Polizei, ein Alptraum. Ich weiß nicht, woraus Termiten ihre Bauten machen, aber Lagos kam mir vor wie ein Termitenhaufen aus Scheiße.

Der Hafen – da blieb mir die Spucke weg. Das war die Mülldeponie des Termiten-Scheißhaufens. Aber mein braver Taxifahrer kam da irgendwie durch. Es ist doch erstaunlich, was Verbrennungsmotoren alles so können, wenn man vier Räder drantut. Alle hundert Meter hielt mein Fahrer an und versuchte herauszufinden, wo die Portatech Ltd. war. Man muß dazu wissen, daß es von Lagos keine brauchbaren Karten gibt, weil sich alles so schnell ändert, daß Karten eh nutzlos wären. Größere Siedlungszusammenhänge, die kann man so Pi mal Daumen angeben, aber einzelne Straßennamen: Vergiß es. Alle Hundert Meter wurden wir in eine andere Richtung geschickt, während sich um uns herum Trauben von Kreaturen zusammenrotteten, die wie Zombies auf mich wirkten. Ich saß in der Karre wie auf einem Präsentierteller. Der einzige Weiße. Eine Pistole wäre nicht schlecht gewesen. Oder ein Gewehr.

Schließlich machten wir vor einer verrotteten Lagerhalle halt, die einmal blau gewesen war. Tore oder so gab's nicht. Einfach nur eine gigantische Blechbaracke, durch die man quer durchsehen konnte.

„Hier?“, fragte ich.

„Doch, doch“, war die Antwort meines Fahrers, „kommen Sie, kommen Sie!“

Der Gestank war unbeschreiblich. Auf der anderen Seite der Blechhalle: das Hafenbecken. Es schien ein Gemisch aus Scheiße und Öl zu enthalten, so roch es nämlich

lich. Ohrenbetäubendes Mowengescrei über unseren Köpfen. Ja, das durfte auch nicht fehlen.

Der Taxifahrer war mir schon vorausgegangen. In der Halle war nichts. Nichts außer Staub und Fliegen. Und einem Container. Den Resten eines Containers. Man konnte den Resten noch ansehen, daß sie einmal ein Container gewesen waren, weil noch nicht alles verbogen, zerkratzt, in Stücke geschnitten und zerdeppert war, man erkannte noch die Grobform. Und ein wenig Inhalt gab es auch noch. Rohre, Rollen, die kümmerlichen Reste eines Förderbands, verkohlte Elektronik, Elektromotoren, solche Sachen. Obwohl man den Container und seinen Inhalt offenbar mit Benzin übergossen und angezündet, mit Schrotflinten und Trennscheiben attackiert hatte, war glasklar erkennbar: Das war der Container, den uns Dr. Eberhard in Kinzighofen vorgeführt hatte. Wie zum Hohn waren am Hinterende auch noch ein paar der wunderbaren afrikageeigneten Aluminiumeimer verstreut, die angeblich von dieser Containerfabrik produziert worden waren. Mir war schwindlig. Ich hörte die Fliegen summen; über mir das hämische Gelächter der Möwen.

„Kommen Sie“, sagte der Taxifahrer in seinem seltsam klaren Englisch. „Bald kommen die anderen zurück.“

Ich wollte gar nicht wissen, wen er damit meinte. Ich ließ mich von ihm zum Auto zurückführen.

3 Millionen, dachte ich auf der Fahrt zum Flughafen zurück, 3 Millionen. Ich zermartete mir das Gehirn darüber, ob die Portatech vielleicht wirklich geglaubt hatte, ihre Fabriken könnten Realität werden, oder ob der Beschluß von Anfang an festgestanden hatte. Immherhin hatten sie den „Prototyp“ noch nach Nigeria verschifft, vielleicht um sicher zu gehen, daß sie für die „weltweite“ Internet-Präsentation was in der Hinterhand hatten. Dann hatte einer der Betrüger beschlossen, die Aktion lieber jetzt als später abzurechnen, und puff! hatte sich die Portatech in Luft aufgelöst. Was spielt das auch jetzt noch für eine Rolle, dachte ich. 3 Millionen. 3 Millionen.

Am Flughafen prellte ich den Taxifahrer um seinen Lohn. Ich ließ mir meine Reisetasche von ihm in das Gebäude hineintragen, und als er mir sie zurückgeben wollte, schrie ich: „Geben Sie mir meine Tasche zurück! Geben Sie her!“ Ich riß ihm

die Tasche aus der Hand und lief weg, hinein in die gleichmütige Menge. Der Taxifahrer folgte mir nicht. Recht so, dachte ich, ihr verarscht mich nicht mehr.

Daheim erwartete mich schon eine Mail von Rüdiger.

„Du Idiot“, schrieb er, „glaubst du mir jetzt endlich, daß ich Recht hatte mit diesem Portatech-Mist? Abgelinkt haben sie dich, und zu Recht. Wer so doof ist wie du, verdient einfach Strafe. Mir war das ja von vornherein klar, aber du Penner wolltest nicht auf mich hören. Ich hab übrigens das hübsche Sümmchen, das ich mir von dir zusammengeschnorrt habe, in Portatech-Aktien investiert. Die waren am Anfang spottbillig zu haben und gingen dann richtig durch die Decke. Und weil ich genau wußte, daß die ganze Portatech ein einziger Beschiß ist, habe ich sie gerade rechtzeitig verkauft, und einen Mordsreibach gemacht. Mein Einsatz hat sich ungefähr verdreißigfach, wenn du es genau wissen willst. So ein Spielchen kann man natürlich nur spielen, wenn man sich ein wenig weiterbildet, und nicht den lieben langen Tag auf seinem fetten Erbenarsch herumsitzt und Pornovideos anguckt. Auf deine Freundschaft kann ich übrigens ab sofort verzichten. Ich bin kein Freund von Verlierern. Tschüs.“

Marx macht mobil, dachte ich. Bei Arbeit, Sport, und Spiel.

Ein paar Tage lang begoß ich mein Selbstmitleid mit schottischem Whiskey. Marx war schuld. Mein Vater war schuld. Mein Bankberater. Und natürlich Rüdiger. Der verätherische Rüdiger, den ich eines Tages schon noch erwischen würde. Keiner hatte mich gewarnt. Alle hatten mich angestachelt mein Geld arbeiten zu lassen, und jetzt war es abgearbeitet. Saubande, elende. Ich träumte von komplizierten Morden. Bei Marx mußte ich für meine Mordphantasien sogar in die Vergangenheit reisen.

Dann ging mir auf, daß das alles nichts brachte. Ich hörte erst einmal mit dem Trinken wieder auf. Wenn ich will, kann ich ganz schön diszipliniert sein. Dann fing ich mit Lesen an. Als Kind hatte ich immer Comics gelesen, wenn ich überhaupt nicht mehr durchblickte, so machte ich das jetzt auch. Und wie ich vorhergesehen hatte, wurde mir das bald, so nach drei, vier Tagen echt zu dumm. Im Grunde, dachte ich, ist ja eigentlich gar nicht so viel passiert. Du hast noch zehn Millionen, das reicht ja di-

cke bis zum Ende. Aber irgendwo stimmt es ja, was Rüdiger sagt. Du kannst nicht immer nur herumsitzen und nichts tun. Dachte ich. Die letzten Comics schob ich mit einer gewissen grimmigen Entschlossenheit zurück in mein Comicregal.

Ich wußte noch nicht gleich, was genau ich anders machen wollte als bisher. Aber es war so was in der Luft wie damals, als ich Tina gefragt hatte, ob sie mit mir ins Kino will. Ich suchte sogar ihre Adresse raus, aber als ich dann den alten Zettel in der Hand hatte, war's das auch nicht. Es ging jetzt nicht um Liebe. Es ging um Arbeit.

Wie zufällig fielen mir meine alten Bücher aus dem Studium wieder in die Hand. Der Strohmeyer (Werkstoffkunde), Eberhard-Wittgenstein (Grundkurs Pulvermetallurgie), und natürlich der gehasste Brehme: „Theorie und Praxis der modernen Prozessautomatisierung“, zwei dicke, seit den frühen Sechzigern immer wieder aufgelegte, schwere Bände, ein Haufen abstrakter Mist, der mich damals nicht interessiert hatte, aber laut Prof. Dr. Ing. Mergentheim von essentieller Wichtigkeit gewesen war, und zwar vor allem deswegen, weil sein Freund Brehme den Sermon verzapft hatte. Ob man es glaubt oder nicht, ich schlug Band 1 genau dort auf, wo es um die Ente ging:

Die Geschichte der Prozessautomation ist so alt wie der menschliche Werkzeuggebrauch selbst. Die Maschinenwerdung von Verfahren und Algorithmen, zu der sich der Traum konkretisierte, der Mensch solle ohne entwürdigende Arbeit auskommen, konnte aber erst ab einem bestimmten Stadium der technologischen Entwicklung brauchbare Resultate erwirken. Kennzeichnend für die frühesten Resultate ist ihre Scheinhaftigkeit. Die ersten Automaten waren noch mehr Traum als Wirklichkeit, noch mehr Sehnsucht als Sinn. Bekanntlich führte Vaucanson 1735 der Öffentlichkeit eine mechanische Ente vor, die angeblich nicht nur trinken, watscheln und fressen, sondern auch verdauen und echte Exkremeinte produzieren konnte. Die enorme Popularität dieser Ente bis zum heutigen Tag verdankt sich der visionären Kühnheit des Entwurfs (Vaucanson träumte von einer „bewegten“ Anatomie, die aus dem Kunstwerk Rückschlüsse auf die Natur erlaubte) – und der Gutgläubigkeit des Publikums: Der Zauberkünstler Jean Eugene Robert-Houdin, Namenspatron des späteren Entfesselungsgenies Harry Houdini, enthüllte in seinen Memoiren (1857), daß der Verdau-

ungsprozeß der Ente auf einem Taschenspielertrick beruhte. Das bekannteste Bild der Ente ist pure Phantasie.

Ich lächelte, ich spürte es von innen. Ich klappte das Buch zu. Ich hatte eine Idee.

Container hatte ich mir teurer vorgestellt. € 2.850,- - Neupreis (*eine Seereise ex Fernost*), alles zzgl. Mwst, frei Verladen, ex Depot Bremen. Yeah. Summa Summarum 6000 Eier. Und das klappte wie am Schnürchen. Als der Kran das Ding neben meiner Villa niedersinken ließ, freute ich mich wie ein Schneekönig. Die Spuren von dem Kran in der Wiese waren nicht so schön, aber ich dachte: Das tritt sich fest, da wächst was drüber. Schön fand ich den Container. Rot war er, richtig schön. Meiner. Und eine Bedienungsanleitung gab es auch, damit nichts schief lief.

Ich bin jetzt sehr fleißig. Arbeite den ganzen Tag. Ich bin sehr oft in meinem Container, die Bücher habe ich auch schon dort - ja, auch den Brehme. Man kann eigentlich sagen, ich wohne dort. Manchmal denke ich: so muß mein alter Herr zu seinem Geld gekommen sein: Sich in eine Sache verbeißen und nicht locker lassen, bis sie vom Tisch ist. Das wäre nach dem Geschmack von meinem Papa gewesen. Und es ist natürlich eine verflucht knifflige Aufgabe, in die ich mich da verbissen habe. Wenn ich die Containerfabrik wirklich bauen will, mit der die Portatech nur geschwindelt hat, löse ich ein paar Probleme, die so bisher noch nicht angegangen worden sind. Und es ist auch nicht billig. Die ganzen Spezialanfertigungen und so. Aber ich sitze an dem kleinen hölzernen Schreibtisch in meinem Container, lese, rechne, und konstruiere, und mehr und mehr denke ich, daß es klappen kann.

Witzig finde ich, wie mir der Eimer hilft, den ich mir damals aus Kinzighofen mitgenommen habe. Ein Klo habe ich hier draußen ja nicht, und wenn es mal schnell gehen muß, und ich nachher gleich weiterarbeiten will, ist es eben der Eimer. Der Deckel ist auch nützlich, da muß ich nicht immer gleich ausleeren und saubermachen. Über meinem Schreibtisch hängt ein großes Plakat von Vaucansons Ente. Manchmal kackt sie mir auf den Tisch, aber nein: Das sind nur neugierige Amseln, die in den

Container eindringen und an meinen Wurstsemmeln herumpicken, wenn ich mal kurz spazieren oder einkaufen bin. Macht mir nichts aus, mir sind jetzt andere Sachen wichtig.

Zunächst einmal muß ich natürlich eine Art Modell bauen. Ich kann ja jetzt nicht die ganze Eimerproduktion von Hand hier entwickeln, ich muß ein Modell bauen mit wesentlichen Komponenten, um zu sehen, ob das überhaupt funktionieren kann. Und später brauche ich dann einen zweiten Container, in den ich zusammen mit einem verschworenen Team die wirklich funktionierende Miniaturfabrik einbaue. Wenn das so läuft, wie ich mir das vorstelle, wird das natürlich Schritt für Schritt enger in meinem Wohncontainer. Das finde ich schon jetzt schade. Ich will hier eigentlich gar nicht mehr raus. Es ist echt gemütlich.

Wenn ich danebenhaue, kann ich immer noch Rache nehmen. Ich ziehe dann genau so einen Anlagenschwindel auf wie die Portatech, und hole mir mein Geld zehnfach zurück. Das wäre auch eine Möglichkeit. Die Dummen sterben ja nie aus.

Rüdiger wäre ziemlich überrascht, wenn er mich besuchen würde. Irgendwie vermisse ich ihn.